

Brüchige ‘Heimatfront’

Mobilisierung und Überleben im
Hinterland im Ersten Weltkrieg

E R N S T L A N G T H A L E R



Working Papers in Economic and Social History
Department of Social and Economic History
Johannes Kepler University Linz

Abstract: Die vorgestellte Gemeinschaft der 'Heimatfront' im Ersten Weltkrieg verlangte von den Angehörigen der Zivilgesellschaft, vor allem Frauen und Kindern, ein Höchstmaß an 'Opferwilligkeit', um deren (im-)materielle Ressourcen für das Kriegsprojekt zu mobilisieren. Wie jedoch die Felder der 'Ernährungs-' und der 'Schulfront' zeigen, misslang der Aufbau einer imperialen Opfergemeinschaft letztendlich – nicht nur an den Rändern des Reiches, sondern auch im Zentrum, der Reichshauptstadt Wien und dem niederösterreichischen Kernland. Dieser Gemeinschaftsentwurf scheiterte weniger an den äußeren Kriegsgegnern, sondern vielmehr an inneren Spannungen: Viktimisierte Gruppen der Kriegsgesellschaft mobilisierten Gegenbewegungen und entzogen den zivilen und militärischen Autoritäten die Legitimität.

Abstract: The imagined community of the 'home front' in the First World War demanded a high degree of 'willingness to make sacrifices' from members of civil society, above all women and children, in order to mobilise their (im-)material resources for the war effort. However, as revealed by the fields of the 'food front' and the 'school front', the creation of an imperial community of sacrifice ultimately failed – not only in the peripheries of the empire, but also in the centre, the imperial capital of Vienna and the Lower Austrian heartland. This attempt of community building failed due to internal tensions rather than external war opponents: victimised groups of war society mobilised counter-movements and deprived the civil and military authorities of their legitimacy.

Keywords: home front, food, school, victimisation, everyday life

JEL Codes: N34, N44, N54, N94

Working Papers in Economic and Social History
no. 5 (2021)

Department of Social and Economic History
Johannes Kepler University Linz
Altenberger Straße 69
4040 Linz

Editor: Michael Pammer
michael.pammer@jku.at

Submitted to: O. Kühschelm, E. Loinig, S. Eminger, W. Rosner
(eds.) (2021): Niederösterreich im 19. Jahrhundert, Bd. 2: Gesellschaft und Gemeinschaft. St. Pölten.

Ernst Langthaler
Department of Social and Economic History
Johannes Kepler University Linz
Altenberger Straße 69
4040 Linz, Austria
ernst.langthaler@jku.at

Brüchige ‘Heimatfront’

Mobilisierung und Überleben im Hinterland im Ersten Weltkrieg

Die Erfindung der ‘Heimatfront’

“Der Optimist: Aber wenn einmal der Friede kommt—

Der Nörgler: —so wird der Krieg beginnen!

Der Optimist: Jeder Krieg wurde doch noch durch einen Frieden beendet.

Der Nörgler: Dieser nicht. Er hat sich nicht an der Oberfläche des Lebens abgespielt, sondern im Leben selbst gewütet. Die Front ist ins Hinterland hineingewachsen. Sie wird dort bleiben. Und dem veränderten Leben, wenns dann noch eines gibt, gesellt sich der alte Geisteszustand. [...]

Der Optimist: Aber wenn nur erst der Friede da ist—

Der Nörgler: —so wird man vom Krieg nicht genug kriegen können!

Der Optimist: Sie nörgeln selbst an der Zukunft. Ich bin und bleibe Optimist. Die Völker werden durch Schaden—

Der Nörgler: —dumm. Dummdum!” (Kraus 2014 [1922], 662–663)¹

In diesem Dialog zwischen dem Optimisten und dem Nörgler drückt Karl Kraus in seiner Tragödie *Die letzten Tage der Menschheit* die weitreichenden und tiefgreifenden Effekte des Ersten Weltkrieges auf das Alltagsleben hinter den Frontlinien aus. Der Nörgler, das Alter Ego des Autors, behauptet keinen Gegensatz, sondern eine Verbindung von Front und Hinterland—das ‘Hineinwachsen’ der Ersteren in das Letztere. Indem der Nörgler die Phrasen des Optimisten als solche entlarvt, stellt er auch klar: Die Front im Hinterland mobilisiert nicht nur Materielles, sondern auch Geistiges—die Dummheit der Bevölkerung. Selbst der phrasenhaft beschworene Friede erscheint nicht als das Kriegsende, sondern als dessen Gegenteil—der Beginn eines neuen Krieges. Ohne die in den letzten Kriegsjahren immer gebräuchlicheren Begriffe ‘Heimatfront’ oder ‘innere Front’ zu zitieren,² umreißt Kraus‘ Dialog wesentliche Aspekte: erstens die Verflechtungen zwischen Front und Hinterland, zweitens die Kombination materieller und geistiger Ressourcen und drittens die Wirkungen über das Kriegende hinaus.

Die ‘Heimatfront’ oder ‘innere Front’—‘home front’ im Englischen, ‘front intérieur’ im Französischen—ist in

den vergangenen Jahrzehnten in den Fokus der sozial- und kulturhistorisch erweiterten Weltkriegsforschung gerückt.³ So widmet die pünktlich zum 100. Jahrestag des Kriegsbeginns 2014 erschienene *Cambridge History of the First World War*, das international maßgebliche Referenzwerk, einen ihrer drei Bände der Civil Society, dessen Beiträge die ‘Heimatfronten’ facettenreich vermessen. Darin unterscheidet Susan R. Grayzel im internationalen Vergleich zwei Ausprägungen von home front: zivile Lebensbereiche, die der Land- oder Luftkrieg unmittelbar betraf, und zivile Lebensbereiche, die vermittelt durch ‘economic and cultural mobilisation’ in den Krieg einbezogen waren. ‘Invention of the home front’ meint nicht, dass die Erfahrungen von Zivilisten im Ersten Weltkrieg völlig neu gewesen wären; neu war vielmehr der Grad der Mobilisierung der (im)materiellen Ressourcen der Zivilgesellschaft durch Staat, Militär und Unternehmen (Grayzel 2014, hier 96–98). Auch Maureen Healy sieht in ihrer Wien-Studie den Ersten Weltkrieg als Scheideweg des Verhältnisses von Front und ‘Heimat’: “Never before have civilians been mobilized so completely in the service of the state and in the business of war-making [...]” (Healy 2004, 300) Folglich sei der Begriff ‘Heimatfront(en)’ für Österreich-Ungarn “too binary to capture accurately the movement of people, food and information across the realm” (Healy 2017, 178). Auch Christa Hämmerle setzt die ‘totale’ Mobilisierung der österreichischen Zivilgesellschaft in Beziehung zu einem Geschlechterdiskurs, der Kriegsfront mit Männlichkeit und ‘Heimatfront’ mit Weiblichkeit gleichsetzte (Hämmerle 2014b, 9–24). Die internationale Forschung zur ‘Heimatfront’ betont auch den über das Kriegsende 1918 hinauswirkenden Wandel; so etwa sieht Rudolf Kučera einen nachhaltigen Rationalisierungsschub in Gestalt der “idea of a fully rationalized life, i. e., a ‘rationed life’, where everything has a scientifically explained amount and purpose, and where there is therefore no room for any waste” (Kučera 2016, 170).

Da Niederösterreich kein Schauplatz des militärischen Kampfgeschehens war, konzentriert sich dieser Beitrag auf die wirtschaftliche und kulturelle Mobilisierung der Zivilgesellschaft im Krieg mit Ausblick auf

die Nachkriegszeit. 'Heimatfront' wird nicht als von der Kriegsfront abgegrenzter Ort, sondern als ortsübergreifendes Kräftefeld von Beziehungen zwischen Akteuren mit unterschiedlichen Zugängen zu Ressourcen begriffen (Thompson 1978; Bourdieu 1993). Unter den möglichen Kräftefeldern zwischen (klein-)städtischen und ländlichen Alltagswelten an der 'Heimatfront' sowie dem System der kriegführenden Habsburgermonarchie stehen zwei im Zentrum: die materielle Mobilisierung am Beispiel der 'Ernährungsfront'⁴ und die geistige Mobilisierung am Beispiel der 'Schulfront' (Christa Hämmerle 2014a).⁵ In beiden Feldern geht es einerseits um obrigkeitliche Versuche, die jeweils zentrale Ressource zu mobilisieren: Nahrungsmittel für Armee und Zivilbevölkerung im ersten Fall, die 'Kriegswilligkeit' (als früher Beleg Arbeiterwille, 8.1.1916, 1) der Schüler und ihrer Familien im zweiten Fall. Andererseits trafen diese Mobilisierungsversuche auf gleich- oder gegenläufige Überlebensstrategien von Männern, Frauen und Kindern der Zivilgesellschaft in (Groß-)Stadt und Land. Wechselwirkungen zwischen diesen und anderen Kräftefeldern sowie gesellschaftliche Kontraste wie Klasse, Geschlecht oder Generation bilden dabei wichtige Gesichtspunkte. Beide Fallstudien stützen sich auf eigene quellenbasierte Studien und die einschlägige Forschungsliteratur (zur 'Ernährungsfront' Langthaler 2013; Langthaler 2014b; Langthaler 2018b; Langthaler 2016; Langthaler 2018a; Langthaler 2018c; zur 'Schulfront' Langthaler 2014a; Pfoser und Weigl 2013; Doppler et al 2014; Loinig 2016).

Die vom aktuellen Forschungsstand, vor allem Healy's Wien-Studie, inspirierte Ausgangsthese dieses Beitrags lautet: Der Gemeinschaftsentwurf der 'Heimatfront' verlangte von den Angehörigen der Zivilgesellschaft, vor allem Frauen und Kindern, ein Höchstmaß an 'Opferwilligkeit',⁶ um deren (im-)materielle Ressourcen für das Kriegsprojekt zu mobilisieren. Die 'imperiale Opfergemeinschaft' setzte sich zwar mit viel Propagandaaufwand als imagined community in Szene, fand jedoch in der Alltagspraxis letztlich wenig Widerhall—weder an den Rändern des Reiches noch im Zentrum, in der Reichshauptstadt Wien und im niederösterreichischen Kernland. Dieser Gemeinschaftsentwurf scheiterte weniger an den äußeren Kriegsgegnern, sondern vielmehr an inneren Spannungen: Zu Opfern gemachte ('viktimierte') Gruppen der Kriegsgesellschaft mit dem Gefühl, überlebensbedrohlichen Kräften ausgeliefert zu sein, wandten sich ab und entzogen den zivilen und militärischen Autoritäten die Legitimität (Vollhardt 2012; Healy 2004, 300–313).

Materielle Mobilisierung an der 'Ernährungsfront'

Das Erzherzogtum Österreich unter der Enns, einschließlich der Reichshauptstadt Wien, war zur Wende

vom 19. zum 20. Jahrhundert ein vielfältiges Agrarland. Die rund 160 000 Haupt- und Nebenerwerbsbetriebe mit ihren 470 000 Voll- und Teilzeitbeschäftigten bewirtschafteten 1,9 Millionen Hektar Fläche, davon zwei Drittel Land- und ein Drittel Forstwirtschaft. Ackerbau wurde schwerpunktmäßig im östlichen Flach- und Hügelland und im Alpenvorland südlich der Donau mit eingestreuten Wein- und Gartenbaugebieten betrieben. Im nordwestlichen Hochland und im südwestlichen Voralpengebiet traten Grünlandwirtschaft mit Rinderhaltung und Forstwirtschaft hervor. Der Grundbesitz war ungleich verteilt: Der Großgrundbesitz über 100 Hektar umfasste zwar nur sechs Tausendstel der Betriebe, aber fast ein Viertel der Gesamtfläche. Die—abgesehen von Häcksel- und Dreschmaschinen—noch kaum mechanisierte Land- und Forstwirtschaft war familienwirtschaftlich geprägt: Die Betriebsinhaber und ihre Familienangehörigen stellten mehr als drei Viertel der Beschäftigten; etwa ein weiteres Fünftel entfiel auf meist in den Bauernhaushalt integrierte Knechte und Mägde sowie in eigenen Haushalten lebende Tagelöhnerfamilien; der Rest umfasste Verwaltungs- und Aufsichtspersonal (Landwirtschaftliche Betriebszählung).

Dem agrarischen Produktionspotenzial des Kronlandes gegenüber stand ein Konsumbereich mit allein zwei Millionen Wohnbevölkerung in Wien, wo 99 Prozent der Erwerbstätigen Industrie- und Dienstleistungsberufen nachgingen, und weiteren 1,5 Millionen Wohnbevölkerung im restlichen Niederösterreich, wo 48 Prozent der Erwerbstätigen dem Sekundär- und Tertiärsektor zugezählt wurden (Möller 1974, 271). Wien verfügte nicht nur über eine expandierende Nahrungs- und Genussmittelindustrie, sondern auch über ein dichtes Handelsnetz, das die über die Stadtgrenzen kommenden Agrarprodukte an die Haushalte weiterleitete. Die Verwaltung der rasch wachsenden Stadt hatte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erhebliche Mittel für den Ausbau der Marktinfrastruktur aufgewandt. Sechs Sondermärkte, sieben offene Märkte für den Groß-, 33 für den Kleinverkauf, sechs Markthallen und das städtische Lagerhaus bildeten die wichtigsten Knoten dieses Netzes (Delapina 1991, 463–467; Pichler 1991, 783; Schwarz 1914; Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 31 [1913], 571–587). Die Wien aus dem niederösterreichischen Hinterland in der Vorkriegszeit zufließenden Nahrungsmittel waren, je nach Produktart, mehr oder weniger gewichtig: bei Milch beträchtliche 71 Prozent (gegenüber zwölf Prozent aus Ungarn), bei Fleisch lediglich 21 Prozent (gegenüber 48 Prozent aus Ungarn) (Kasdorf 1910; Bundesministerium für Volksernährung 1921, 167–173). Die Versorgung mit dem Grundnahrungsmittel Brotgetreide griff weit über die Grenzen des Kronlandes, sogar der österreichischen Reichshälfte hinaus. Zwar schlossen an die Stadtgrenzen ertragreiche Ackerbaubaugebiete wie das Marchfeld an; doch das niederösterreichische Hinter-

land vermochte die Meherversorgung der Millionenstadt bei weitem nicht zu leisten. Vom Pro-Kopf-Mehlkonsum in der österreichischen Reichshälfte von 145 Kilogramm im Jahresdurchschnitt 1909/13 wurden in den Alpenländern einschließlich Wiens nach amtlichen Angaben 78 Kilogramm eingeführt, fast zur Gänze aus der ungarischen Reichshälfte. Da die Ackerbaugelände im flacheren Teil der Alpenländer ihren Mehlkonsum aus der Eigenproduktion deckten, lag der Einfuhranteil Wiens gewiss noch deutlich höher. So verfügte das Konsumzentrum Wien zugleich über ein regionales und, verbunden durch den Versorgungskorridor von Donau und Eisenbahn, transnationales Hinterland der Agrarproduktion (Bundesministerium für Volksernährung 1921, 40).

Als im Sommer 1914 die Kämpfe an den Fronten aufflamten, konnte von einer vollmobilisierten 'Ernährungsfront' im Hinterland keine Rede sein. Die Spitzen der Zivil- und Militärbürokratie rechneten mit einem kurzen Waffengang; im übrigen setzten sie im Agrar- und Ernährungsbereich, gemäß der wirtschaftsliberalen Lehre, zunächst auf die Selbststeuerung des Marktes (Löwenfeld-Russ 1926, 43–45). Zwar stieg in Niederösterreich die Gesamt-Bodenproduktion gegenüber dem Vorkriegsstand noch 1914 (109 Prozent) an, sackte jedoch 1915 (86 Prozent), 1916 (64 Prozent) und 1917 (49 Prozent) ab und stabilisierte sich 1918 (52 Prozent) auf niedrigem Niveau. Dabei zeigten die ersten Kriegsjahre eine Verschiebung vom frühzeitig der Preisregelung unterzogenen Brotgetreidebau zum Futterbau für die noch längere Zeit unregulierte und damit profitablere Viehhaltung. Bäuerliche Strategien der Profitmaximierung auf dem offiziellen Markt stießen jedoch am Ressourcenmangel an Grenzen, was das Engagement auf dem noch profitableren Schwarzmarkt begünstigte. Die Zunahme der Brachflächen von insgesamt fünf (1914) auf 27 Prozent (1918) und regional auf bis über die Hälfte der Ackerfläche verdeutlicht den drückenden Mangel an Arbeitskräften, Zugvieh und Düngemitteln: Im Kriegsverlauf musste trotz massenhafter Enthebungsgesuche mehr als die Hälfte der männlichen Landarbeitskräfte zum Militärdienst einrücken. Schulische Ernteeinsätze halfen bestenfalls, Arbeitsspitzen zu bewältigen. Die vor allem auf größeren Betrieben als Ersatz aufgebotenen Kriegsgefangenen, meist russischer Herkunft, seien zwar "im großen Durchschnitt arbeitswillig und—abgesehen von den Juden—zu landwirtschaftlichen Arbeiten gut zu gebrauchen," leisteten aber nur ein Drittel bis die Hälfte einer Normalarbeitskraft (Sedlmayr 1916, 1). Das Militär rekrutierte neben den Männern auch Zugpferde in größerer Zahl, sodass die kaum motorisierten Betriebe ihre wesentliche Energiequelle verloren. Schließlich lieferte der wegen Futtermangels rückläufige und unterfütterte Viehbestand immer weniger und immer schlechteren Stalldünger, was einen 'Nährstoff-Teufelskreis' in Gang setzte. Handelsdünger war wegen der alliierten Seeblok-

kade und des rüstungsindustriellen Stickstoffbedarfs für die Landwirtschaft kaum verfügbar. Der vermehrte Einsatz von Kalk, der die letzten Nährstoffreserven aus dem Boden presste, verschärfte den von Agrarexperten beklagten 'Raubbau' (Bauer, 2016; Weitensfelder 2016; Langthaler 2018a, 39–44).

Erst als die Ernteerträge in Niederösterreich und anderen Teilen des Reiches—auch in den ungarischen Überschussgebieten—eingebrochen waren, begann der schrittweise Aufbau einer 'Ernährungsfront' in Form eines marktregulierenden Institutionenarrangements. Die Verteilung der Nahrungsmittel zwischen Armee und Zivilbevölkerung wurde durch eine ab 1914 ausgehandelte Quotenteilung zwischen Österreich und Ungarn geregelt; jedoch suchte Ungarn seine Mehrbelastung durch Exportkürzungen gegenüber Österreich—so 1916 bei Getreide um 97 Prozent der Vorkriegsmenge—zu (über-)kompensieren. Die Lebensmittelteuerung sollte ab 1914 durch amtliche Höchstpreise eingedämmt werden; dies dämpfte jedoch die Agrarproduktion und steigerte den Anreiz, Überschüsse zu erhöhten Schwarzmarktpreisen zu verkaufen. Die 'gerechte' Versorgung der Bevölkerung sollte durch die ab 1915 schrittweise ausgeweitete Rationierung mittels Lebensmittelkarten gewährleistet werden; doch die amtlichen Zuteilungsmengen deckten weder den Bedarf, noch waren sie tatsächlich verfügbar. Die verzweigten Nahrungsströme sollten durch die 1915 eingerichteten halb öffentlichen, halb privatwirtschaftlichen 'Zentralen' gesteuert werden; doch dort herrschten Fehlplanung, Misswirtschaft und Korruption. Die bürokratische Kompetenzersplitterung sollte ab 1916 durch das Amt für Volksernährung und ab 1917 durch Landes-, Bezirks- und Gemeindegewirtschaftsämter beseitigt werden, doch erwies sich dieser aufgeblähte Apparat als wenig effizient, oftmals auch überfordert. Der schwelende Handelskonflikt Österreichs mit Ungarn, das Getreide- und Fleischlieferungen über die Binnengrenze fast völlig eingestellt hatte, sollte ab 1917 durch den Gemeinsamen Ernährungsausschuss, eine bilaterale Kommission zur Verteilung der Nahrungs- und Futtermittel innerhalb der Monarchie, entschärft werden; doch die Pattstellung in diesem Gremium und mangelnde Machtbefugnisse erwiesen sich als Hemmnisse. Die Lösung des einen Problems verursachte ein weiteres, sodass die 'Ernährungsfront' immer mehr ins Wanken geriet (Schulze, 2005; Löwenfeld-Russ 1926; Gratz und Schüller 1930).

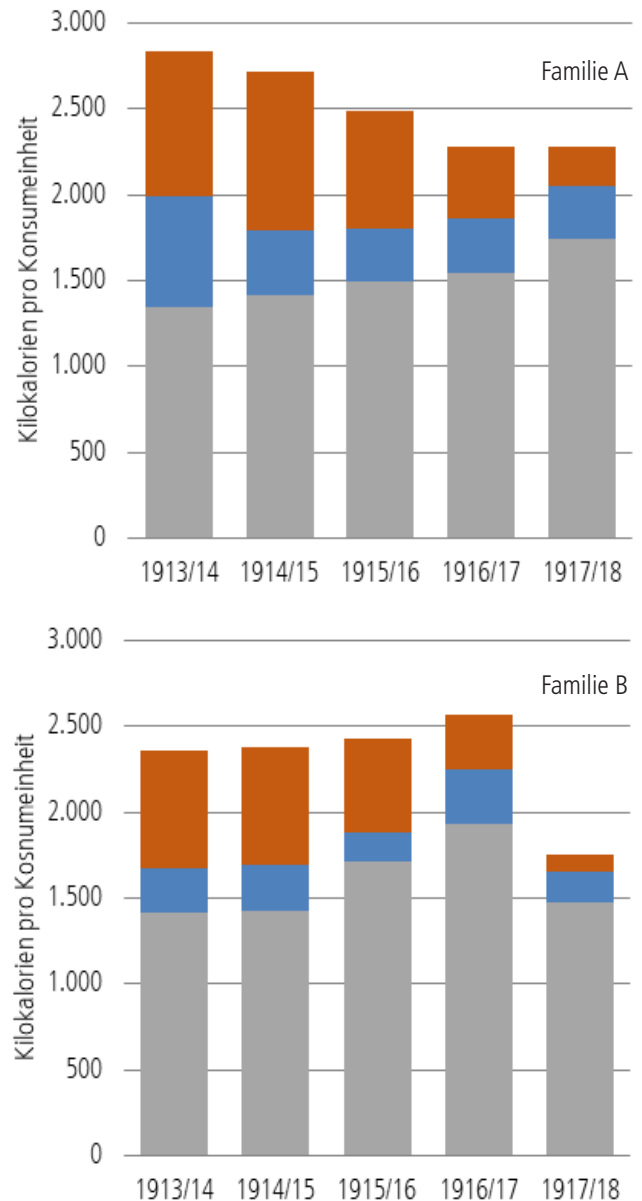
Das Zusammenwirken von Untererzeugung und Fehlverteilung unterminierte die 'Ernährungsfront': Gemessen am militärischen und zivilen Bedarf verfügte Österreich-Ungarn über ein zu geringes Lebensmittelangebot, das die staatliche Bewirtschaftung und der Schwarzmarkt ineffizient und ungleich an die Bevölkerung verteilten. Verschärfend kam hinzu, dass mancherorts die zu versorgende Bevölkerung durch Flucht- und Arbeitsmigration rasant anwuchs; so etwa zählte das Rük-

Graphik 1: Lebensmittelkonsum von Wiener Arbeiterfamilien 1913/14–1917/18. Quelle: Eigene Berechnungen nach Rumpler und Schmied-Kowarzik 2014, 260–269.

- Fetträger
- Eiweißträger
- Kohlehydratträger

stungszentrum Wiener Neustadt 1917 doppelt so viele Personen wie vor dem Krieg (Schmitner 2017, 234).

Die Haushaltsbudgets zweier vergleichsweise einkommensstarker Wiener Arbeiterfamilien in den Kriegsjahren eröffnen genauere Einblicke in den Ernährungsalltag. Gemessen am von der Lebensmittelpreissteigerung bereinigten Familieneinkommen pro erwachsener Person ('Verbrauchseinheit') erfuhren beide Familien in den Kriegsjahren eine rasante Verarmung. Familie A sackte von 1913/14 bis 1917/18 beständig von 1218 auf 374 Friedenskronen pro Verbrauchseinheit ab. Familie B, in der 1913/14 auf eine Verbrauchseinheit 506 Friedenskronen entfielen, landete nach einem Auf und Ab schließlich 1917/18 bei 245 Friedenskronen. Beide Familien erlebten gegenüber der Kaufkraft in der Vorkriegszeit eine Deklassierung: Zwar landete Familie B, in absoluten Größen bemessen, in der Einkommenshierarchie unterhalb von Familie A; Letztere erfuhr jedoch, relativ gesehen, einen stärkeren Rückschlag als erstere (eigene Berechnungen nach Arbeitsstatistisches Amt 1916, 162–166; Rumpler und Schmied-Kowarzik 2014, 257, 260–269).⁷ Die Deklassierungserfahrungen der beiden Haushalte in den Kriegsjahren schlugen auch auf Quantität und Qualität des Nahrungsmittelkonsums durch (Graphik 1). In Familie A sank die Verbrauchsmenge pro Konsumeinheit 1913/14 bis 1917/18 von 2833 auf 2283 Kilokalorien; das entsprach einem Rückgang von 19 Prozent. Gleichzeitig nahm der Anteil von Kohlehydratträgern, vor allem Getreideprodukten und Kartoffeln, auf Kosten von Fett- und Eiweißträgern deutlich zu. Familie B verzeichnete zunächst—vielleicht durch Zugang zu einem Kleingarten—eine leichte Zunahme der Verbrauchsmenge pro Konsumeinheit gegenüber dem Stand von 1913/14 mit 2360 Kilokalorien, bevor diese 1917/18 auf 1.755 Kilokalorien einbrach; der Rückgang belief sich auf 26 Prozent. Auch in diesem Fall verschob sich das Gewicht der Nährstoffverteilung von Fett- und Eiweißträgern zu Kohlehydratträgern (eigene Berechnungen nach Rumpler und Schmied-Kowarzik 2014, 260–269). Die Einkommens- und Verbrauchsangaben dieser Einzelfälle sind zwar keineswegs repräsentativ für die Gesamtheit; doch sie bestätigen Tendenzen, die sich auch



in anderen Gebieten zeigten: Die quantitative und qualitative Verschlechterung der Lebensmittelversorgung gegenüber dem Vorkriegsniveau betraf Angehörige des 'Mittelstandes' nicht immer absolut, aber meist relativ stärker als Unterklassenangehörige, die in höherem Maß Zugang zu öffentlichen und privaten Fürsorgemaßnahmen hatten (Offer, 1989, 45–53). Folglich unterschieden sich auch die subjektiven Erfahrungen der objektiven Deklassierung: Ängste vor gesellschaftlichem Abstieg erfassten Angehörige des (Klein-)Bürgertums eher als in der proletarischen 'Kultur des Notbehelfs' sozialisierte Familien (Stekl 2013; Stekl 2016; Hautmann 1978).

Das Klischee der 'hungernden Stadt' und des 'satten Landes' lässt sich durch die Massenerhebungen im Zuge der us-amerikanischen Nahrungsmittelhilfe in den Nachkriegsjahren zurechtrücken. Gemessen am vom Wiener Kinderarzt Clemens Pirquet eingeführten Peli-disi-Wert war der Ernährungszustand der untersuchten

Kinder in ausgeprägten Wiener Arbeiterbezirken (Floridsdorf, Favoriten, Meidling, Ottakring und Penzing) deutlich schlechter als in ausgeprägten Mittelstandsbezirken (Alsergrund, Neubau, Josefstadt, Döbling, Mariahilf und Wieden). Auch die Erhebungsergebnisse für das niederösterreichische Umland zeigen erhebliche regionale Schwankungen: Demzufolge begünstigte vorherrschender Ackerbau (Wien-Umgebung, Wienerwald, Wein- und Waldviertel) den kindlichen Ernährungszustand. Hingegen wirkten sich industrielle Prägung (Wiener Becken und Traisental) und vorherrschende Grünlandwirtschaft (Voralpen und Bucklige Welt) auf Grund der Abhängigkeit von Getreidezufuhren nachteilig aus. Eine Sonderstellung nahm das Alpenvorland ein, in dem sich trotz des Ackerbauschwerpunkts überdurchschnittlich viele unterernährte Kinder fanden; hier dürfte der Verkauf überschüssigen Getreides am (Schwarz-)Markt die Ernährung der nichtbäuerlichen Bevölkerung nachteilig beeinflusst haben. Unter den erhobenen Städten verzeichnete nur das bürgerlich geprägte Mödling einen vergleichsweise guten Ernährungszustand. In den Industriestädten Wiener Neustadt und St. Pölten fanden sich auffällig viele unterernährte Kinder. Überraschend ist der schlechte Ernährungszustand im bürgerlichen Baden, dem Sitz des Armeekommandos, der auf extreme Ungleichheiten in der Verteilung der Nahrungsmittel vor Ort schließen lässt (Pirquet 1926b, Pirquet 1926c; ausführlicher dazu vgl. Langthaler 2017).

Wie organisierte die Stadt- und Landbevölkerung angesichts des sich verschärfenden Ernährungsproblems ihr Überleben? Die Zuweisungen an rationierten Lebensmitteln mittels Karten—in Wien anfangs 1300, zu Kriegsende knapp über 800 Kilokalorien pro Kopf und Tag—reichten beim weitem nicht, um den Mindestbedarf der 'Nichtselbstversorger' bereitzustellen. Zudem waren sie in den zugewiesenen Rayons quantitativ nicht immer verfügbar oder wiesen, wie das mit Schrot im Weizen- und Roggenmehl oder mit Mais- und Kartoffelmehl gestreckte 'Kriegsbrot' und andere Ersatzprodukte, qualitative Mängel auf (Löwenfeld-Russ 1926, 355; Weitensfelder 2016, 183–192). Daher waren die Angehörigen der Zivilbevölkerung, vor allem die weiblichen und jugendlichen, gefordert, die Lücken der formellen Rationierung und Rayonierung auf informellem Weg zu überbrücken (Healy 2004, 31–86). Dabei bewegten sie sich in einem Spannungsfeld, das von mangelnder bis ausreichender Ernährung sowie von legalen zu illegalen Aktivitäten reichte. Die Ernährungssituation hing von Art und Menge der zugänglichen Ressourcen ab: Wer wie große Teile der ländlichen Bevölkerung über Grundbesitz verfügte, konnte sich mit Pflanzen- und Tierprodukten zu einem gewissen Teil selbst versorgen. Zwar herrschten auch innerhalb der Landbevölkerung, je nach Erzeugungsschwerpunkt und Marktorientierung, erhebliche Unterschiede. Dennoch bildete der Land-

Stadt-Gegensatz eine wenn schon nicht reale, so doch mentale Bruchlinie der Kriegsgesellschaft, wie die 1908 geborene Margaretha Witeschnik-Edlbacher, Tochter eines Kochs in einem Wiener Nobelhotel, schildert. Im dritten Kriegsjahr entfiel die Sommerfrische auf dem Bauernhof, nicht nur wegen der Rayonierung der Lebensmittel: "Außerdem hatten die Dorfkinder, die in früheren Jahren gerne mit uns spielten, meinen Bruder und mich mit Steinen beworfen und dazu geschrien: 'Weana G'sindl! Foats ham, es freißt's uns alles weg!'" (Hämmerle 1993, 46)

Doch auch die Bauernfamilien lebten nicht allesamt in Saus und Braus, wie dies die städtische Gerüchteküche oft behauptete. Der Ablieferungszwang für Zivil- und Militärzwecke lastete gerade auf Kleinbetrieben in Ungunstlage schwer, wie der 1909 im Waldviertel geborene Bauernsohn Adolf Schlögl erzählt: "Die Bauern mussten diverse Feldfrüchte, ja selbst Eier und Butter, abliefern. In meinem Vaterhaus spielte sich folgendes Ereignis ab: Eine Kommission kam in das Haus, das auf dem Dachboden lagernde Korn—Weizen und Hafer—wurde vermessen, und nur soviel, als auf die Brotkarte fiel, wurde belassen, alles andere wurde zum Abliefern bestimmt. [...] Ich kann mich noch erinnern: Wenn wir kurz nach dem Mittagessen baten, 'Mutter, geben Sie mir ein Stück Brot', ging sie zur Brotlade, gab uns das Gewünschte, hatte dabei aber nasse Augen. Wir verstanden nicht, dass zuwenig Brot im Hause war." (Hämmerle 1993, 231)

Selbstversorgungsmöglichkeiten eröffneten sich nicht nur ländlichen, sondern auch (klein)städtischen Haushalten mit Zugang zu Kleingärten, in denen Nutzpflanzen angebaut und Kleintiere gehalten wurden. Der 1905 als Sohn eines Gerichtsbeamten im niederösterreichischen Hainfeld geborene Karl Zalesky erinnert sich an den Schrebergarten der Eltern, in dem nicht nur Kartoffeln und Gemüse gediehen: "Außerdem hielten sich meine Eltern einige Hühner, so dass wir frische Eier hatten. Ich züchtete Kaninchen. Auch die Kaninchen unseres Hausherrn musste ich betreuen, wofür ich das Futter auch für meine Kaninchen bekam. Oft hatte ich über hundert Stück." (Hämmerle 1993, 252)

Wer keinen Zugang zu Landressourcen hatte, jedoch—wie Angehörige der Ober- und Mittelklassen—über Geld verfügte, konnte sich zu erhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt mit Bedarfsgütern eindecken. Wert- und Gebrauchsgegenstände konnten entweder zu Geld gemacht oder für Tauschgeschäfte, vor allem für das 'Hamstern' auf Bauernhöfen, genutzt werden. Der 1910 geborene Wiener Eisenbahnersohn Leopold Steuerer erinnert sich an das 'Hamstern' von selbst genähten Kleidungsstücken gegen Ess- und Trinkbares und an die damit verbundene Gefahr, aufgedeckt zu werden: "Ich erhielt eine Flasche Milch, etwa drei Viertelliter. Die Landbahnhöfe wurden von der Gendarmerie kontrolliert und manches, was zuviel war, wurde auch kon-

fisiert. Um dem zu entgehen, setzte ich mich, von der Mutter entfernt, in eine Ecke. Als der Gendarm zu mir kam, fiel mir gleich das Herz in die Hose, und ich begann zu weinen. Die Mutter kam gleich zu mir, sie hatte aber auch eine Flasche Milch, das war aber zuviel, deshalb wurde konfisziert.” (Hämmerle 1993, 222)

Wer beim ‘Hamstern’ keinerlei Tauschgegenstände vorzuweisen hatte, konnte verwandt-, nachbar- oder freundschaftliche Beziehungen zu Angehörigen bauerlicher Familien nutzen. Die 1905 geborene Margarete Feuerbach, Tochter eines Wiener Briefträgers, erzählt von den seltenen Hamsterfahrten des Vaters zu dessen Bruder, einem Bauern in Mähren: “Das war dann immer ein Fest für uns ausgehungerte Kinder” (Hämmerle 1993, 101). Wer über keine einträglichen Sozialbeziehungen, jedoch über Fachkenntnisse verfügte, konnte eventuell in einem kriegswichtigen Betrieb Beschäftigung finden und sich in der Betriebskantine verpflegen (Kučera 2016, 12–49).

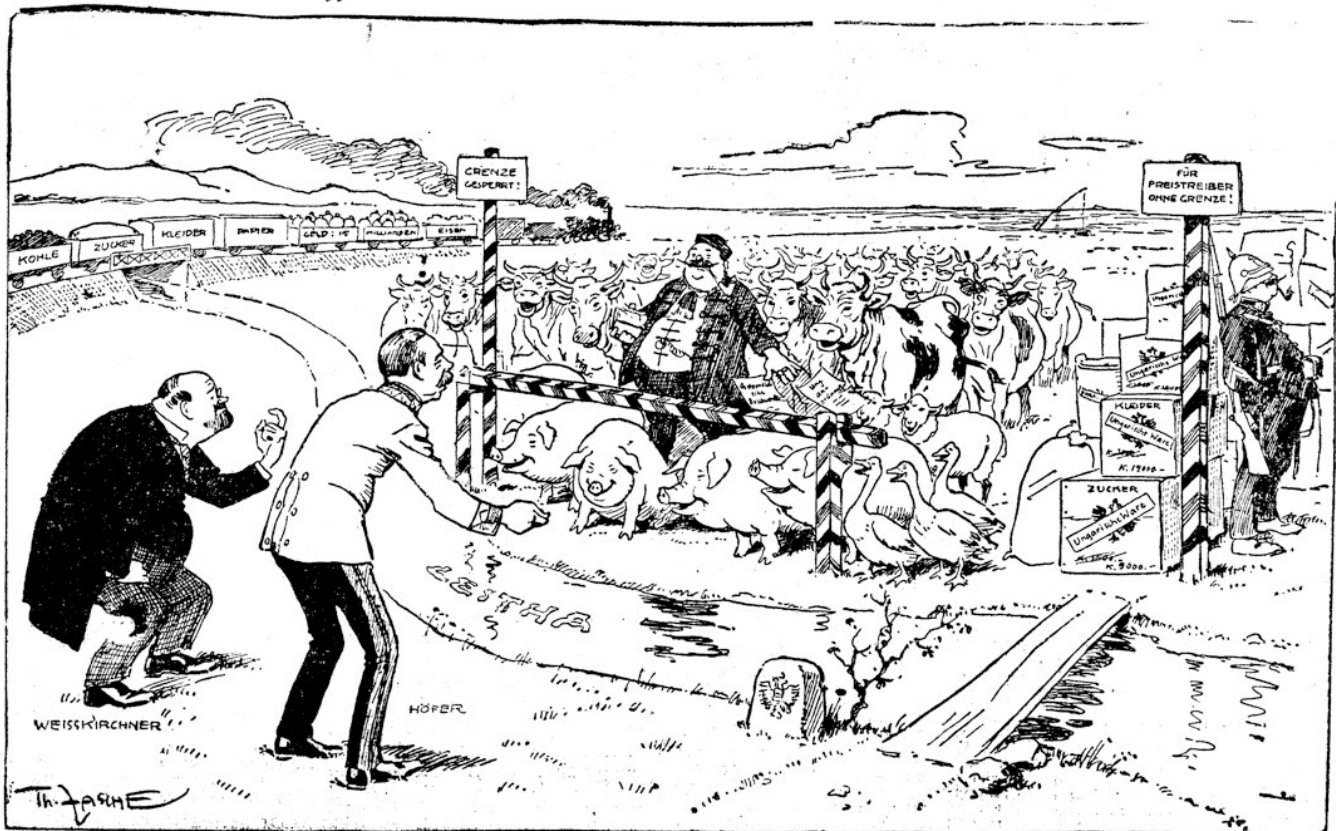
Wer keinen Zugang zu überlebenswichtigen Ressourcen—Land, Geld, Wertgegenständen, Beziehungen oder Fachkenntnissen—hatte, musste neben der staatlichen Rationierung und der öffentlich oder privat organisierten Armenauspeisung andere, halb- oder klar illegale Wege der Lebensmittelbeschaffung einschlagen. Dazu gehörte das Sammeln von Ernterückständen auf den Äckern, das ‘Ährenklauben’, von dem die Wiener Beamten-tochter Maria Balley, geboren 1911, erzählt: “[...] die Körner wurden nun täglich von uns Kindern mühselig mit unserer zum Glück sehr stabilen Kaffeemühle gemahlen. Von Mama zu Kornbrei gekocht, ermöglichte diese Vollwertkost ein Überleben ohne größere Körperschäden” (Hämmerle 1993, 35). Neben dem Abgrasen der Äcker suchten sich minderbemittelte Familien auch durch Bitten und Betteln Lebensmittel zu verschaffen. Fruchteten diese Versuche nichts, äußerten vor allem Mütter in ihrer Verzweiflung ihren Protest gegenüber Amtsträgern, wie der 1909 in Steyr als Sohn eines Druckers und einer Kellnerin geborene Karl Kaulich erzählt: “Mein Vater musste gleich zu Beginn des Krieges einrücken, und wir hatten bald nichts mehr zum Essen. So ging ich mit meiner Mutter hamstern, und da wir niemanden kannten, war der Erfolg sehr gering. Meine Mutter war verzweifelt und ging mit uns vier Kindern zum Magistrat, stellte uns in eine Kanzlei mit der Forderung zum Essen und sagte, sonst gehen wir nicht weg. Wir bekamen Polenta und Marmelade und Brotmarken, mit welchen ich mich zuerst schon abends anstellte, dann meine Schwester und in der Nacht die Mutter, bis morgens wieder eine Lieferung ankam.” (Hämmerle 1993, 227)

Protest wurde nicht nur individuell, sondern auch kollektiv geäußert. Vor allem in Wien und anderen Städten kam es seit Mitte des Krieges immer wieder zu Tumulten, die häufig von den langen Warteschlangen vor den Geschäften ihren Ausgang nahmen. So etwa be-

richtet die Polizeidirektion Wien 1916 von mehrtägigen ‘Hungerkrawallen’, die sich über mehrere Stadtbezirke erstreckten. Männer waren in dieser Protestbewegung offenbar in der Minderzahl: “An den stattgefundenen Demonstrationen beteiligten sich hauptsächlich Frauen, dann aber auch in sehr großer Zahl Jugendliche und Schulkinder beiderlei Geschlechts.” Daneben bemerkt der Bericht aber “auch das zahlreiche Vorkommen von Soldaten unter den Demonstranten”. Vor allem das kriminelle Verhalten der Heranwachsenden versetzte die Ordnungshüter in Aufregung: “Unter dem Schutze der Frauen verübten Jugendliche und Schulkinder durch Steinewerfen zahlreiche Beschädigungen. Auch sind mehrere Fälle von Diebstählen in den durch Steine eingeworfenen Geschäftslokalen vorgekommen.” Die am Protest Beteiligten ließen die Obrigkeit über ihre Motive nicht im Unklaren: “Die Demonstranten stießen vorzugsweise Rufe aus wie: ‘Wir haben Hunger, wir müssen mit unseren Kindern hungern, gebt uns was zu essen, wir wollen Frieden haben.’” Mindestens ebenso wie die Proteste selbst beunruhigte die Polizei auch die Haltung der daran nicht direkt, wohl aber indirekt, beteiligten Bevölkerung: “Die Demonstrationen werden von der ärmeren Bevölkerung allgemein und von dem Großteil des Mittelstandes gebilligt, zum mindesten nicht missbilligt, umso mehr, als unmittelbar darauf in verschiedenen Bezirken in der Lebensmittelversorgung, namentlich in Fett und Eiern, eine Besserung eingetreten ist.”⁸ Die Erfahrung, dass derartige Aktionen zu einer, wenn auch nur ausnahmsweisen, Besserung der Lebensmittelversorgung führten, bestätigte für die Protestierenden nicht nur die Regel der staatlichen Misswirtschaft, sondern motivierte sie auch zu weiteren Protesten. Dabei verschwamm oftmals die Grenze zwischen Legalität und Illegalität: Nötigen, Stehlen und Plündern zählten in den letzten Kriegsjahren zum Verhaltensrepertoire alltäglichen Überlebens in Stadt und Land (Healy 2004, 31–86).

Die Zunahme illegaler Formen der Ernährungssicherung deutet auf den schleichenden Vertrauensverlust der Bevölkerung in die Rechtsordnung. Immer mehr Angehörige der mittleren und unteren Gesellschaftsklassen empfanden die ineffiziente und ungleiche Verteilung der Lebensmittel als ungerecht, und die dafür Schuldigen waren rasch identifiziert: ‘die da draußen’ und ‘die da oben’. Dabei akzentuierten sie verschiedene, einander überlagernde Kontraste aus der Vorkriegszeit—darunter jenen zwischen Deutsch-Österreichern sowie Slawen und Ungarn, den die Karikatur ‘Cis und Trans’ 1917 sinnfällig präsentierte (Abbildung 1): Der Ernährungsminister Anton Höfer—ein Offizier, daher in Uniform—und der Wiener Bürgermeister Richard Weiskirchner suchen verzweifelt eine ungarische Viehherde über den Grenzfluss Leitha zu locken, wogegen sich ein wohlgenährter Viehhirte standhaft weigert. Im Hintergrund transportiert ein Güterzug Rohstoffe von Cis- nach Transleithani-

„Cis und Trans.“ (Originalzeichnung von Theo Zasche.)



en. Die moralisierende Botschaft ist für das deutschsprachige Lesepublikum leicht zu entschlüsseln: Wir—die Österreicher—erfüllen unsere Verpflichtungen, ihr—die Ungarn—verletzt eure Lieferpflichten, um euch auf unsere Kosten ein gutes Leben zu machen (Österreichische Volkszeitung, 21. Oktober 1917, 9).

Die Moralisierung der 'Ernährungsfrage' richtete sich nicht nur gegen andere Nationalitäten des Reiches, sondern auch gegen die Obrigkeit in den deutschsprachigen Ländern. "Die großen haben die Lebensmittel aufgehäuft und das arme Volk hat nichts zu nagen," schrieb eine Frau aus Pyhra bei St. Pölten 1917 an ihren eingerückten Gatten (Eminger 2016, 81–82). Die Empörung über den eigenen Opferstatus entzündete sich weniger am Mangel an Lebensmitteln im Land insgesamt, sondern vielmehr an der ungleichen Verteilung zwischen Begünstigten und Benachteiligten. Sinngemäß berichtete die Niederösterreichische Statthalterei 1917: "Es wird nicht so sehr dagegen Klage erhoben, daß zuwenig Lebensmittel vorhanden sind, als der bestehenden Organisation, welche eine ungerechte Verteilung ermögliche und neben dem Hunger ein Wohlleben zulasse, die Schuld an der Not beigemessen" (Neck 1968, 28). Neben dem österreichischen Ministerpräsidenten, dem niederösterreichischen Statthalter und dem Wiener Bürgermeister—dem die Presse vorhielt, über die Approvisionnement bloß zu reden (Neue Glühlichter,

Abbildung 1: Karikatur "Cis und Trans" von Theo Zasche 1917 (Österreichische Volkszeitung, 21.10.1917, 9)

18.11.1915)—wurden auch besser greifbare Akteure der Ernährungsverwaltung wie Bezirkshauptmänner oder Bürgermeister zum Gegenstand populärer Entrüstung (Eminger 2016; Rosner 2016, 106–111). Mittels mündlich verbreiteter Gerüchte, anonymer Schreiben oder angesehenen Fürsprecher geriet der Lebensstil der Amtsträger in Kritik—so des Bezirkshauptmanns von Pöggstall, der wegen des angeblichen Verzehrs von Fleischspeisen an 'fleischlosen Tagen' denunziert wurde (Eminger 2016, 81–82). Demgegenüber gewannen Lokal- und Regionalpolitiker mit tadellosem Lebensstil, die Tag und Nacht an der 'Heimatfront' im Versorgungseinsatz standen, an öffentlichem Ansehen; sie machten den Krieg zu 'ihrem' Krieg. Wie das Beispiel Wiener Neustadt zeigt, gelang dies den dynastie- und kriegskeptischen Sozialdemokraten besser als den kaisertreuen Christlichsozialen und kampfwilligen Deutschnationalen (Schmitner 2017, 236–238).

Zum Misstrauen der sich als Opfer der herrschenden Ungerechtigkeit fühlenden Gruppen gegen die Obrigkeit trat das Misstrauen gegen scheinbar privilegierte Klassen der Kriegsgesellschaft: (Groß-)Bauerntum und

(Groß-)Bürgertum. So entbrannte im Wiener Umland im Sommer 1918 ein ‘Kartoffelkrieg’, in dem zehntausende Städter, vor allem Frauen, Kinder und Soldaten, in die nahen Dörfer zogen, um sich die Lebensmittelvorräte der Bauernhaushalte mehr oder weniger gewaltsam anzueignen (Healy 2004, 54–55). Im ‘Jännerstreik’ 1918 erschienen einige hundert Arbeiterinnen unter der Führung eines sozialdemokratischen Funktionärs vor der Bezirkshauptmannschaft St. Pölten mit der Forderung, die Privatwohnungen wohlhabender Stadtbürger einschließlich der des Bezirkshauptmanns nach verbotenen Lebensmittellagern zu durchsuchen (Eminger 2016, 87). Solche (Selbst-)Mobilisierungen viktimisierter Gruppen der Kriegsgesellschaft, die für eine am ‘gerechten Preis’ orientierte ‘moralischen Ökonomie’ kämpften, offenbarten die Bruchzonen der Opfergemeinschaft (Thompson 1980). Kein Opfer ohne Täter: Die kolportierten Geschäfte (groß-)bäuerlicher Produzenten und (groß-)bürgerlicher Konsumenten auf dem Schwarzmarkt—zum Schaden der von den offiziellen Hungerrationen abhängigen ‘Nichtselbstversorger’—befeueten verschiedene Feindbilder. In diesem Sinn polemisierte die *Reichspost* 1918 gegen den ‘Hausjude[n]’ als ‘Küchenlieferant[en]’ in ‘Wiener reichen Häusern’, wobei sie das ganze Arsenal antisemitischer Stereotype—Raffgier, Verschlagenheit, Eigennutz, Skrupellosigkeit, Hinterlist und so fort—aufbot (*Reichspost*, 4. Jänner 1918, 6). Im Klima wechselseitigen Misstrauens standen Denunziationen aus antisemitischen oder slawischen Motiven an der Tagesordnung (Healy 1998; Scheer 2017; Schmitner 2017, 238–242).

Geistige Mobilisierung an der ‘Schulfront’

Die Mobilisierung der zivilgesellschaftlichen ‘Kriegswilligkeit’ konnte sich im Erzherzogtum Österreich unter der Enns auf ein dichtes Netz an Schulstandorten stützen. Die hierarchisch gegliederte Schulverwaltung unterstand dem Ministerium für Kultus und Unterricht auf Staats- und dem nachgeordneten Landesschulrat auf Landesebene; die Schulaufsicht auf Bezirks- und Gemeindeebene oblag Bezirks- und Ortsschulräten. Um die mit dem Reichsvolksschulgesetz von 1869 eingeführte Schulpflicht von acht Jahren zu erfüllen und darüber hinaus höhere Bildung zu erwerben, bestanden bis hin zu kleinen Landgemeinden die achtjährigen Volksschulen, bis hin zu größeren Gemeinden und Kleinstädten die dreijährigen Bürgerschulen sowie in Bezirkshauptstädten und Wien die Mittelschulen: die sieben- bis achtjährigen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen mit Hochschulreife für Knaben, die sechsjährigen Lyceen ohne Universitätszugang für Mädchen und die vierjährigen Lehrerbildungsanstalten. Im Schuljahr 1913/14 verzeichnete Niederösterreich einschließlich Wien 2148 Volks- und Bürgerschulen, 86 Mittelschulen und 16 Leh-

rerbildungsanstalten mit etwa 20 000 Lehrkräften und 540 000 Schülern (Loinig 2014, 68).

Die Pflicht- und Mittelschulen ermöglichten nicht nur Kindern und Jugendlichen den Erwerb von Grund- und höherer Bildung, sondern auch dem habsburgischen Staatsapparat die bürokratische, statistische und ideologische Durchdringung der Zivilgesellschaft. Das bis in das letzte Dorf verästelte Netz der Schulstandorte bot den auf die Reichseinheit pochenden Machteliten ein Instrument, um den seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer stärkeren Zentrifugalkräften der Klassen- und Nationalbewegungen entgegenzuwirken. Dementsprechend forderte die Schul- und Unterrichtsordnung für Volks- und Bürgerschulen von 1905 neben dem Erwerb grundlegender Kenntnisse und Fertigkeiten auch eine “sittlich-religiös[e]” Erziehung, “namentlich zu Gottesfurcht, Ehrfurcht vor dem Kaiser und dem Allerhöchsten Kaiserhause, zur Achtung vor dem Gesetz und vor der staatlichen Ordnung, zur Liebe zum angestammten Volkstum und zum gemeinsamen Vaterlande sowie zur konfessionellen und nationalen Duldsamkeit” (RGGBl 159/1905, § 71). Zu den traditionellen Leitdiskursen des Bildungswesens, dem katholischen und dem monarchistischen, trat ab der Jahrhundertwende der Militarismus. Die Allianz von Militär und Schule bildete ein Kernanliegen der Militärkanzlei, einer Art Nebenregierung, unter Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Dies äußerte sich in der Einführung von Bürgerkunde und Turnen als neue Unterrichtsfächer 1908 und von Schießübungen in den Gymnasien 1910. Über die gesellschaftliche Resonanz der Militarisierung in den letzten Friedensjahren ist wenig bekannt; jedenfalls orientierte sich die Schule am Vorbild der Kaserne mit dem Lehrer als Ausbilder und dem Schüler als Rekruten. In der forcierten Militarisierung ab Kriegsbeginn suchte der federführende Generalstab das Schulwesen im Sinn einer ‘Kriegspädagogik’ umzubauen (Abbildung 2) (Achs 2013, 420–421).

Sofort mit Kriegsbeginn verkündete der Landesschulrat von Niederösterreich die imperiale Opfergemeinschaft: “Die Schüler aber werden trotz ihrer Jugend die Befriedigung und Genugtuung empfinden, in einer Zeit, in der unser teures Vaterland von jedem Einzelnen die größte Opferwilligkeit fordern darf, ihren Patriotismus dadurch betätigen zu können, daß sie ihre Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit stellen.” (Loinig 2014, 69) Die schulische Indienstnahme für den Krieg erstreckte sich vor allem auf zwei Bereiche: den täglichen Unterricht und die wiederholten Schulaktionen. Unter den Unterrichtsfächern öffneten vor allem die ‘Gesinnungsfächer’ Deutsch, Geschichte und Geographie Einfallschneisen für militaristische Inhalte. Im Deutschunterricht sollten entsprechende Lesestoffe den Krieg unter habsburgischer Führung rechtfertigen. ‘Kriegsanhänge’ zu den Lesebüchern für Volks- und Bürgerschulen erzählten die Heldentaten von Feldherren, heroisierten den ein-

Kriegspädagogik!
Für jeden Lehrer von großem Interesse.
Anton Kollitsch

Das Schuljahr ein Kriegsjahr
(Sammlung methodischer Handbücher, Band XII)
Preis broschiert K 1.40 ordinär, K 1.05 netto, K —.94 bar.

Ernst Heywang

Kriegsrechenbuch
732 Kriegsrechenaufgaben für alle Unterrichtsstufen.
Preis broschiert K 1.20 ordinär, K —.90 netto, K —.80 bar. 1178
Legen Sie diese beiden zeitgemässen Unterrichtsbehelfe Ihrer
Lehrerkundschaft zur Ansicht vor; ein größerer Absatz ist Ihnen sicher.

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Kaase, Wien — Prag — Leipzig.

fachen Soldaten, propagierten Feindbilder, verstärkten die religiöse Legitimation des Krieges und setzten auf Durchhalteparolen (Winkelbauer 1989). Kriegspropagandistische Literatur erreichte selbst entlegene Landschulen, so eine Volksschule im hintersten Pielachtal, der der Bezirksschulrat 1916 vier einschlägige Bände für die Schulbibliothek übersandte: *Kriegsgeschichten*, *Aus dem Weltkriege*, *Von großen und kleinen Helden* und *Geschichten von der See*. (Volksschule Frankenfels, 1916/17) Auch die schriftlichen und mündlichen Arbeiten in Deutsch orientierten sich an der Militärthematik, vor allem in den ersten Kriegsjahren. So befasste sich im Schuljahr 1915/16 die siebente Klasse des Gymnasiums St. Pölten mit der Hausarbeit 'Eine Erinnerung an das 1. Kriegsjahr des Weltkrieges', mit der Schularbeit 'Ans Vaterland anteuere, schließ dich an. Das halte fest von ganzem Herzen (Schiller)' und mit der Redeübung 'Das Unterseeboot im Weltkriege' (Loinig 2014, 70). Auch Geschichts- und Geographieunterricht spielten für die geistige Mobilisierung der Schuljugend eine führende Rolle, wenngleich sie den 'vaterländischen' Tugendkatalog—Opferbereitschaft, Unterordnung, Kaiserstreue und so fort—bereits Jahre zuvor eingeübt hatten. Erhöhten Stellenwert erhielt das Lesen historischer und geographischer Landkarten als kriegsrelevante Fertigkeit (Pinwinkler 2016). Neben den

Abbildung 2: Anzeige für 'kriegspädagogische' Literatur (Österreichisch-Ungarische Buchhändler-Correspondenz, 4.8.1915, 378)

Lehrplaninhalten fand auch das aktuelle Kriegsgeschehen Eingang in den Unterricht—wie in der Volksschule Frankenfels, wo die Schuljugend 1915 auf Anordnung des Landesschulrats über die alliierte Seeblockade gegen die Mittelmächte, die drohende 'Gefahr einer Hungersnot', die 'Gefahren einer Verschwendung' von Brotgetreide und Kartoffeln und deren 'ungeheure Wichtigkeit' für die 'Volksernährung' aufgeklärt wurde (Volksschule Frankenfels, 1914/15). Insgesamt vernachlässigte die 'Kriegspädagogik' die herkömmlichen Lehrinhalte, wie die 1914 eingeführte 'Kriegsmatura' zeigt: Die Mittelschulen bestätigten wehrpflichtigen Burschen zum 18. Geburtstag meist ohne weitere schriftliche oder mündliche Prüfung die Hochschulreife. So legten im Gymnasium Horn im Schuljahr 1917/18 alle Schüler der achten Klasse vor dem regulären Termin die 'Kriegsmatura' ab und rückten zur Armee ein (Loinig 2014, 72–73).

Inner- oder außerhalb der Unterrichtszeit organisierten die Schulen eine Vielzahl an Aktionen, die nicht nur die 'Kriegswilligkeit' der Schüler, sondern auch das Sach-

Abbildung 3: Ehrenblatt für die Zeichnung der Dritten Kriegsleihe durch das Landes-Real- und Obergymnasium in St. Pölten 1915 (NÖLA).

und Geldvermögen ihrer Familien- und Bekanntenkreise zu mobilisieren trachteten. Dabei lassen sich zwei Aktionsbereiche festmachen: persönliche Leistungen und Mithilfe bei Großsammlungen. Auf behördlichen Aufruf organisierten die Schulen bereits im Sommer 1914 an fast allen Standorten Ernteeinsätze und, von Wien ins niederösterreichische Umland ausgreifend, Schülerhilfskorps für Jugendliche ab 14 Jahren, die im weiteren Kriegsverlauf für Verwaltungs-, Sanitäts- und Sammlungsaufgaben herangezogen wurden. Die 'Liebesgaben'-Aktionen, im Zuge derer die Schuljugend kleine, möglichst selbst gefertigte Geschenke an Soldaten im Feld sandte, starteten im Winter 1914/15 mit enormer Beteiligung, die jedoch in den Folgejahren wieder abflaute. Das patriotische Massenstricken der Mädchen inner- und außerhalb des Unterrichts von 'Kälteschutz' für die Frontsoldaten, das den bürgerlichen Geschlechtscharakteren der 'fürsorglichen' Frau und des 'kampfesmutigen' Mannes entsprach, firmierte in der Kriegspropaganda—das Strickzeug zur Waffe überhöhend—als Sinnbild der mobilisierten 'Heimatfront'. Auch in der Freizeit winkte den Schülerinnen für ihre pflichtschuldige Hilfsarbeit ein würdiger Platz in der imperialen Opfergemeinschaft, wie eine Kampagne zum Nähen von Säuglingswäsche in Wiener Neustadt 1916 zeigt (Schmitner 2013). Verstärkung erfuhr die 'Heimatfront'-Symbolik in der Aktion 'Weihnachten im Felde' durch Weihnachtsgeschenke (Lebensmittel, Zigaretten, Seife usw.), über die Kinder und Jugendliche mit den beschenkten Soldaten mitunter in Briefkontakt traten—und damit ein emotionales Band zwischen 'Heimat' und Front zu knüpfen schienen (Hämmerle 2014a, 120–126; Hämmerle 2014b, 105–159; Loinig 2014, 77–81). Die Briefe von der Front appellierten wiederum an die Pflichterfüllung in der 'Heimat', so an einen Schüler des Gymnasiums St. Pölten: "Lerne fleißig, denn wer jetzt nicht überall ganz seine Pflicht tut, wo Millionen Menschen für ihn alles geben, ist ein Verbrecher am Vaterland" (Loinig 2014, 80). Zusätzlich zu den 'Liebesgaben' als Sachleistungen hielt die Schule die ihr anvertrauten Kinder und Jugendlichen—und damit auch deren Familien—zu Geldspenden für die Kriegsfürsorge an. Neben der Sammelbüchse im Klassenzimmer für die monatlichen 'Spartage' (Volksschule Frankenfels, 1915/16) warben dafür auch gelegentliche Aktionen wie die als Symbol für den Zusammenhalt von Front und 'Heimat' inszenierten 'Kriegsnagelungen' zugunsten von Soldatenwitwen und -waisen (Eminger 2014). Bei der 'Wehrtorfeier' des Stiftsgymnasiums Melk 1915 begleitete ein militaristischer Spruch das Einhäm-



mern der gespendeten Nägel: "Ich opfere mein Hellerlein / Und schlage meinen Nagel ein / Kann keine Waffen tragen / Sonst wollt' ich lieber auf den Feind / Als auf den Nagel schlagen." (Loinig 2014, 82)

Neben persönlichen Arbeits-, Sach- und Geldleistungen mobilisierte die Schule die Kinder und Jugendlichen auch für patriotisch aufgeladene Großsammlungen, die sich auf den 'Opfersinn' und das Vermögen der Bevölkerung vor Ort richteten. Zunächst verpflichteten die Behörden die Schulen, sich an den insgesamt acht Kriegsleihen zu beteiligen und damit zur Finanzierung der Kriegskosten beizutragen (Abbildung 3). Neben den Lehrkräften sollte auch die Schuljugend direkt und indirekt, über Werbung im Familien- und Bekanntenkreis, Geldbeträge veranlassen—eine (Fehl-)Spekulation auf den Sieg Österreich-Ungarns im Krieg. Die vor allem an die Knaben gerichtete Begleitpropaganda beschwor einmal mehr die 'Kriegswilligkeit': "Heute wird der Junge im Schwunge der Begeisterung, die der Lehrer erweckt [...], seine Ersparnisse dem Staate geben; später wird er als Jüngling bereit sein, nicht nur sein Geld, sondern auch sein Leben dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen." (Loinig 2014, 83) Zudem spannten die Behörden die Schulen zur Abwicklung der 'patriotischen Sammlung' von Mangel- und Ersatzstoffen ein. So erzielte eine Volksschule im ärmlichen Voralpengebiet 1915/16 bei der Metallsammlung 295 Kilogramm und

bei den beiden Woll- und Kautschuksammlungen 1043 und 222 Kilogramm. Als sich die Vorräte an Mangelstoffen erschöpften, ersichtlich am nur 'geringen Erfolg' der Wäschesammlung 1917, verlagerte sich die schulische Sammlungstätigkeit zu den Ersatzstoffen. Die Schulchronik berichtet von regelmäßigen Sammlungen von Brennesselstengeln als Baumwoll-, Tierknochen als Dünger- und Beerenblättern als Teersatz. Schließlich dienten Schüler auch als Hilfsorgane bei Geldsammlungen, die als Opfer der 'Heimat' für die Front galten. So erzielten sie 1916 beim 'Ölzweigtag' unter der Patronanz des Thronfolgerpaares zugunsten der Flüchtlinge aus dem Kampfgebiet an der Südfront 49 Kronen; im Jahr darauf waren es noch 29 Kronen. Ergiebiger war die Rote Kreuz-Woche 1916 mit einem Ertragnis von 211 Kronen, die im Zeichen der Fürsorge für die verwundeten und erkrankten Soldaten und die von 'Verwahrlosung' bedrohten Kinder von Eingerückten stand (Volksschule Frankenfels, 1915/16, 1916/17 und 1917/18).

Quellen wie Amtsschriften, Presseartikel oder Schulchroniken feierten den Einsatz an der 'Schulfront' als glatten Triumph—and entwickelten eine Suggestionskraft, der auch die Forschungsliteratur manchmal erliegt. Bürstet man diese Texte 'gegen den Strich' und konfrontiert sie mit anderen Quellen, etwa Ego-Dokumenten, so erweist sich die 'Schulfront' als weitaus brüchiger. Wenn der Frankenfelder Oberlehrer in der Chronik notierte, die 'Liebesgaben' zu Weihnachten 1914 seien "fast durchwegs [Hervorhebung des Autors] von den Schulkindern freudigen Herzens gegeben" (Volksschule Frankenfels, 1914/15) worden, klingen bereits die Grenzen der 'Opferwilligkeit' an. Deutlicher als solche impliziten Hinweise enthüllen explizite Äußerungen wie jene eines Wiener Lehrers im Rückblick auf die Kriegszeit die Phrasenhaftigkeit der Propaganda: "An unserer Jugend wurden mit erschreckender Deutlichkeit die Folgen des unglücklichen Krieges sichtbar. Blasse Gesichter, müder Gesichtsausdruck, kein Glanz der Augen, schleppender Gang—diese Zeichen sprachen von Mangel an Nahrung, bitterer Not." (Pirquet 1926b, 152). Wo im Spektrum zwischen kriegswilliger Euphorie, kriegsmüder Apathie und kriegsgegnerischem Protest lassen sich die alltäglichen Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen der Burschen und Mädchen an der 'Schulfront' verorten?

Im dritten Kriegsjahr 1916/17 mehrten sich die Zeichen eines Stimmungsumschwungs an der 'Schulfront', dessen Triebkräfte sowohl 'von oben' als auch 'von unten' ausgingen. Nach der Thronfolge 1916 von Kaiser Franz Joseph zu Kaiser Karl erfuhr der Staatsapparat eine gewisse Normalisierung, die den seit Kriegsbeginn herrschenden Ausnahmezustand zurückdrängte. Unter diesen Bedingungen vermochte das Unterrichtsministerium den Einfluss des Generalstabs auf das Schulwesen—and damit den schulischen Militarismus—wieder zurückzudrängen. Zugleich artikulierte sich im 1917 wie-

dereröffneten Reichsrat und in der Presse eine Bewegung zum "Abbau der Kriegspädagogik" (Arbeiterwille, 28.1.1917, 2), die der sozialdemokratische Schulreformer Otto Glöckel wortgewaltig anprangerte: "Die Schule darf nicht zur Kaserne und der Lehrer nicht zum Feldwebel werden. [...] Man schützt das Vaterland nicht dadurch, dass man den kriegerischen Geist erzieht, man schützt es, indem man jeden Bürger wertvoll macht. Gebt Arbeits- und Bildungsmöglichkeit, schafft die Voraussetzung, dass sich ein gesundes Geschlecht entwickelt, schafft ein demokratisches Staatswesen, stellt der gleichen Pflicht das gleiche Recht gegenüber, und jeder wird gern verteidigen, was ihm lieb und wertvoll geworden ist, und man braucht dann nicht mehr so viele Galgen aufzurichten, um den Patriotismus auf diesem wenig appetitlichen Wege zu erzeugen." (Achs 2013, 429)

Die antimilitaristischen Appelle in den Wiener intellektuellenkreisen fanden im Hinterland noch bei sozialdemokratischen Lehrern einiges Gehör, stießen aber insgesamt wohl auf begrenzte Resonanz. Die Hauptsorge der Lehrerschaft und Schulverwaltung galt vielerorts der alltäglichen Bewältigung der materiellen und ideellen Krisenerscheinungen: dem immer drückenderen Mangel an Heizmaterial für die Schulgebäude, Lebensmitteln für die Schülerverpflegung und Rohstoffen für die Herstellung von 'Liebesgaben'; dem zunehmenden Einsatz von Lehrkräften im Militärdienst und zu außerschulischen Zwecken am Dienort (Ausgabe der Lebensmittelkarten, Erhebung der Erntevorräte, Tätigkeit als Gemeindegemeinsekretär und so weiter); dem Umschlag des anfänglichen, von vielen Lehrkräften mitgetragenen 'Hurra-Patriotismus' in eine durch permanente Mangel- und Leiderfahrungen geprägte Kriegsmüdigkeit (Loinig 2014; Langthaler 2014a). So kulminierten an einer Volksschule im Voralpengebiet in den Schuljahren 1915/16 und 1916/17 die zeitweilige Reduktion des dreiköpfigen Lehrkörpers auf den Oberlehrer und die Einführung eines Zwei-Schicht-Betriebs, die Schließung der schulischen 'Suppenanstalt' mangels Lebensmittelkonserven und der dramatische Einbruch des Schulbesuchs wegen Material- und Arbeitskräfteknappheit: "Mangel an Leder und die hohen Schuhpreise (1 Paar Männerschuhe 60 K und noch mehr) taten das übrige zum ungünstigen Schulbesuche, wie auch der zeitweilige Brotmangel beitrug, den Schulbesuch bei einzelnen Familien zu erschweren, da den Kindern an solchen Tagen kein Mittagbrot mitgegeben werden konnte, außerdem die größeren Kinder infolge des Einrückens von Neugemusterten immer mehr für die landwirtschaftlichen Arbeiten beansprucht wurden" (Volksschule Frankenfels, 1915/16 und 1916/17).

Die wechselnden Stimmungslagen an der 'Schulfront' erfassten nicht alle Schüler gleichermaßen, sondern äußerten sich je nach Klassen- und Milieuzugehörigkeit in unterschiedlichen Ausprägungen. Das (klein-)städtische Besitz- und Bildungsbürgertum war am stärksten

von der Kriegseuphorie erfasst. Bürgerliche Lebensstile unterschieden sich von den Lebensstilen der 'unteren' Klassen durch ein höheres Maß an Loyalität zu Vaterland und Herrscherhaus sowie durch öffentliches Engagement in Parteien und Vereinen, so vor allem der Männer in patriotischen Festkomitees und der Frauen in der Kriegsfürsorge. Die Lebensstile unterschieden sich aber auch innerhalb des Bürgertums zwischen den Reichen und Gebildeten, deren Lebensstandard vom Krieg kaum betroffen war, und dem 'Mittelstand', der unter der Teuerung von Lebensmitteln und anderen Waren litt, zur Aufrechterhaltung der Bürgerlichkeit auf Ersparnisse zurückgreifen musste und Ängste vor der Proletarisierung entwickelte (Stekl 2013; Stekl 2016; Hämmerle 2014b, 85–159). Die 'Kriegspädagogik' entsprach weitgehend dem (groß- und klein-)bürgerlichen Werthimmel. Entsprechend euphorisch klingen diesem Milieu verhaftete Kindheitserzählungen, wie in der Schilderung der 1903 als Tochter eines Briefträgers und einer Hebamme geborenen Hermine Gerstl: "Eines Tages bekamen die Schulen den Auftrag, wärmende Dinge für die armen Frontsoldaten zu stricken. [...] Wir Mädchen waren so begeistert, für die armen Soldaten zu stricken, daß wir an schulfreien Tagen auf jedes Spiel verzichteten, wollte doch jede das meiste schaffen. Vor Weihnachten bekamen wir Feldpostkarten, und die durften wir mit Weihnachtsgrüßen und unseren eigenen Adressen mit den Wollsachen verpacken [...]. Ich hatte Glück, ich bekam Antwort auf meine Weihnachtsgrüße; stolz wie ein Pfau plusterte ich mich auf und zeigte in der Schule meine Karte" (Hämmerle 1993, 124–125).

Offenbar empfand die Schülerin die 'Kriegspädagogik' nicht als Zumutung, sondern als Anreiz im Sinn allgemein bürgerlicher und besonders weiblicher Werte wie Engagement, Wettbewerb, Leistung, Anerkennung oder Fürsorge. Schüler aus bürgerlichem Hause und deren Familien waren wohl am stärksten und längsten für die imperiale Opfergemeinschaft mobilisierbar.

Im Unterschied zum Bürgertum besaßen proletarische oder (unter-)bäuerliche Haushalte weniger Anknüpfungspunkte an die 'Kriegspädagogik'. Während die Familien von gewerkschaftlich oder parteipolitisch organisierten Facharbeitern bei Ernährung, Kleidung und Wohnung mittelständischen Lebensstilen anhängen, gehörte der Alltag der ungelerten Arbeiterschaft in Stadt und Land einer Kultur des Notbehelfs. In den durch Teuerung und Verdienstaustausch verarmten Arbeiterfamilien waren neben den Frauen auch die Kinder gezwungen, einen Gutteil des Tages für Versorgungsarbeit aufzuwenden: vor dem Geschäft Schlange stehen, im Wald Holz sammeln, auf den Äckern Essbares suchen—oder sich das Lebensnotwendige durch Diebstahl aneignen. Bürgerliche Kommentatoren klagten bald über die 'Verwahrlosung' der (Arbeiter-)Jugend (Sieder 1988; Sieder 2014). Groß- und mittelbäuerliche Familien produzier-

ten zwar einen Gutteil ihres Nahrungskonsums selbst, was über Tauschnetze auch klein- und unterbäuerlichen Haushalten zugutekam. Doch der kriegsbedingte Betriebsmittel- und Arbeitskräftemangel, vor allem auf kleineren und mittleren Bauernhöfen, erforderte die ohnehin übliche Mithilfe der eigenen Söhne und Töchter in noch höherem Maß. Ersatz durch Kriegsgefangene stand vor allem Großbauern- und Gutsbetrieben zur Verfügung (Bauer 2016; Langthaler 2018a, 39–44). Die Zwänge des alltäglichen Überlebens in proletarischen und (unter-)bäuerlichen Verhältnissen minderten wohl den Anreiz, sich in der imperialen Opfergemeinschaft zu engagieren; wahrscheinlich empfanden sich jene, die ihr alltägliches Überleben in der Mangelgesellschaft organisieren mussten, oft selbst als Opfer.

Von der Opfergemeinschaft zur viktimisierten Gesellschaft

Das Kronland Niederösterreich samt der Reichshauptstadt Wien bildete am Vorabend des Ersten Weltkrieges das politische, wirtschaftliche und kulturelle Zentrum der österreichischen Reichshälfte mit starker Schwerkraft innerhalb Österreich-Ungarns. Wo wenn nicht hier sollte die Mobilisierung der (im-)materiellen Ressourcen der Zivilgesellschaft für das Kriegsprojekt im Zeichen der 'Opferwilligkeit' einen durchschlagenden Erfolg landen? Doch trotz erheblicher Mobilisierungsanstrengungen an der 'Ernährungs-' und 'Schulfront' blieb dem Versuch, eine imperiale Opfergemeinschaft im Dienst der Kriegsfrent an der 'Heimatfront' aufzubauen, der durchschlagende Erfolg versagt. An der 'Ernährungsfront' zeichnete sich ab dem dritten Kriegsjahr eine Trendwende ab: Zuvor konnte die 'Volksernährung' von Vorkriegsvorräten und den noch nicht versiegten Einfuhren aus Ungarn zehren; der Staat griff nur zögerlich in die Märkte ein; die Pro-Kopf-Mengen waren bereits knapp, aber noch ausreichend. Ab dann rasselten Ernten wie zwischenstaatliche Lieferungen in den Keller; die ineffiziente und ungleiche Verwaltung des Mangels erzeugte Apathie und Protest; viele 'Nichtselbstversorger' hungerten. Ähnlich war die Entwicklung an der 'Schulfront': Zuvor unterlag das Schulwesen starkem Armeeeinfluss; die schulische Infrastruktur war noch weitgehend intakt; ein Großteil der Lehrkräfte betrieb 'Kriegspädagogik'. Ab dann gewann das Unterrichtsministerium wieder an Einfluss; der Material- und Nahrungsmangel hemmte den Schulbetrieb; das mit außerschulischen Aufgaben überlastete Lehrpersonal wurde zunehmend kriegsmüde.

Die Mobilisierung an der 'Heimatfront' knüpfte an gesellschaftliche Kontraste der Klasse, des Geschlechts und der Generation an. Der Entwurf einer imperialen Opfergemeinschaft entsprach einem bürgerlichen Werthimmel: Patriotismus, Partizipation, Wohltätigkeit und so fort; folglich erhielt er im gehobenen Besitz- und



Bildungsbürgertum neben Adel und Klerus die nachhaltigste Unterstützung. Proletarische, (unter-)bäuerliche und im Zuge der Prekarisierung des 'Mittelstandes' auch kleinbürgerliche Alltagswelten wiesen dazu weniger Bezüge auf. Die 'Heimatfront' im Allgemeinen und die Fürsorge für Frontsoldaten im Besonderen galten gemäß der bürgerlichen Geschlechterordnung als weibliche Domänen. Das Vordringen von Frauen in bislang männliche Domänen der Zivilgesellschaft (Fabrik, Amt, Schule usw.) stieß zwar eine Debatte über die 'Krise der Männlichkeit' an, entwickelte aber kaum emanzipatorisches Potenzial und wurde nach Kriegsende rasch 'normalisiert' (Hämmerle 2014b, 183–201). Kinder und Jugendliche dienten (meist bürgerlichen) Erwachsenen an der 'Heimatfront' als Projektionsflächen im positiven und negativen Sinn: Einerseits galt an der 'Schulfront' das unschuldige, über allen nationalen und sozialen Spannungen stehende 'imperiale Kind' als Versprechen für die Zukunft. Andererseits erschien an der 'Ernährungsfront' die als 'verwahrlost', 'gefährdet' oder gar 'verloren' etikettierte Jugend als Zukunftshypothek der bürgerlichen Gesellschaft (Healy 2004, 211–257). Solche Zuschreibungen kontrastierten scharf mit kindlichen

Abbildung 4: Sozialdemokratisches Plakat zur Nationalratswahl 1920 (Österreichische Nationalbibliothek)

und jugendlichen Alltagserfahrungen, die—jedenfalls in den unteren Gesellschaftsklassen—im Zeichen der Überlebensarbeit standen.

Anstelle der imperialen Opfergemeinschaft, dem propagandistischen Leitmotiv der 'Heimatfront', bestimmte zunehmend die konfliktgeladene Gesellschaft der Opfer die Alltagspraxis. Die Mobilisierung an der 'Heimatfront'—der Bürokratismus an der 'Ernährungsfront' und der Militarismus an der 'Schulfront'—geriet in Konflikt mit den alltagsweltlichen Erfordernissen des Überlebens und schwächte das Systemvertrauen der Zivilbevölkerung in Bürokratie und Militär, zwei tragende Säulen des Reiches (Judson 2016, 430–432). Demgegenüber traten moralisch aufgeladene Bruchzonen der Kriegsgesellschaft hervor: auf der Ebene von Territorien—Österreich gegen Ungarn, Niederösterreich gegen andere Kronländer, Gemeinde gegen Gemeinde; auf der Ebene von Organisationen—Zivilisten gegen Armee,

‘Volk’ gegen Behörden, Schwarzmarkt gegen Marktregelung; auf der Ebene von Gesellschaftsgruppen—Stadt gegen Land, Verarmte gegen Wohlhabende, ‘Christen’ gegen ‘Juden’. Freilich zerrissen in der Kriegsgesellschaft nicht alle Solidarbeziehungen; im Gegenteil: Gemeinschaften wie Familie, Nachbarschaft und Firmenbelegschaft bildeten Kerne der Mobilisierung gegen die als ‘ungerecht’ empfundene Ordnung und für die Sicherung der eigenen Existenz—vom stillen ‘Hamstern’ bis zum lauten ‘Hungerkrawall’. Doch insgesamt beschlich weite Teile der (nieder-)österreichischen Bevölkerung das Gefühl, rücksichtslosen ‘Militaristen’, selbstüchtigen ‘Magyaren’, korrupten ‘Obrigkeiten’, raffgierigen ‘Kriegsgewinnlern’ oder eigennützig ‘Privilegierten’ zum Opfer zu fallen. Letztlich misstraute in der viktimisierten Kriegsgesellschaft fast jeder jedem, wie die gehäuften Denunziationen zeigen. Die Gesellschaft Österreich-Ungarns befand sich im schleichenden Zerfall, lange vor dem Staatszerfall (Healy 2004, 300–314).

Inwiefern wirkte die brüchige ‘Heimatfront’ über das Kriegsende hinaus? Ein nachhaltig wirkender Kontrast verlief zwischen ‘Arbeiterklasse’ und ‘Bauernstand’. Arbeiter- und Bauernschaft sowie ihre parteipolitischen Organisationen, Sozialdemokratie und Christlichsoziale, konstruierten einander wechselseitig als Feindbilder: die Bauernschaft als ‘Kriegsgewinnler’ zulasten der in den Städten hungernden Arbeiterfamilien, die Arbeiterschaft als Hort revolutionärer Umtriebe gegen den ländlichen Grundbesitz. Ein sozialdemokratisches Plakat zur Nationalratswahl 1920 bediente sich des Viktimisierungsmotivs der letzten Kriegsjahre (Abb. 4): Ein raffgieriger Bauer in ländlicher Umgebung hortet Lebensmittel, während eine ausgezehnte Arbeiterfrau in der Großstadt um Hilfe für ihr hungerndes Kind fleht. Freilich führte der in der Kriegs- und Nachkriegszeit akzentuierte Kontrast zwischen Rot und Schwarz nicht zwangsläufig zum gewaltsamen Konflikt; doch die wechselseitigen Feindbilder, deren Wirkmächtigkeit auch auf alltäglichen Viktimisierungserfahrungen im Krieg gründete, verschärften das Gewalklima in der politischen Kultur Österreichs nach 1918 (Botz 1983; Eminger 2017). Vor diesem Hintergrund erscheint die Vorahnung von Kraus‘ Nörgler, das Ende des Krieges bedeute dessen Neubeginn, als durchaus prophetisch.

1. Der Ausdruck ‘Dum dum’ bezieht sich auf ein Deformationsgeschloß, das dem Getroffenen meist verheerendere Verletzungen als ein konventionelles Geschloß zufügt.
2. Eine Abfrage der in ANNO (<http://anno.onb.ac.at>, 28.12.2018) der Österreichischen Nationalbibliothek für die Volltextsuche erfassten deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften Österreich-Ungarns ergibt folgende Häufigkeiten für ‘Heimatfront’: 1914: 0, 1915: 1, 1916: 2, 1917: 8, 1918: 16. Wesentlich häufiger, wenngleich mit ähnlicher zeitlicher Verteilung, taucht der sinnverwandte Begriff ‘in-

nere Front’ auf: 1914: 1, 1915: 11, 1916: 31, 1917: 88, 1918: 313. Bemerkenswerter Weise galten ‘Heimatfront’ und ‘innere Front’ anfänglich auch als Kriegsfrenten, die das jeweilige Staatsgebiet durchschneiden (z. B. die deutsche Westfront in Frankreich).

3. Zur Forschungsgeschichte vgl. Winter und Prost 2005. Der Schwerpunkt der Forschungen zur ‘Heimatfront’ liegt bislang auf Städten, während ländliche Gesellschaften im Krieg noch immer ein Desiderat darstellen. Als internationale Überblicke vgl. Goebel 2005; Ziemann 2005. Aus der Vielzahl internationaler Lokal- und Regionalstudien seien beispielhaft zu ländlichen und städtischen Kontexten genannt: Ziemann 1997; Davis 2000. Als österreichische Lokal- und Regionalstudien vgl. Rettenwander 1997; Pfoser und Weigl 2013; Dohle und Mitterecker 2014; Kropf 2014; Moll 2014; Doppler et al 2014; Loinig 2016.
4. Zur ‘Ernährungsfront’ als zeitgenössischen Begriff vgl. <http://anno.onb.ac.at> (28.12.2018). Frühester Beleg: Mährisches Tagblatt, 21.11.1916, 5.
5. ‘Schulfront’ scheint laut ANNO (<http://anno.onb.ac.at>, 28.12.2018) kein zeitgenössischer Begriff gewesen zu sein.
6. So pries die Wiener Presse bereits zu Kriegsbeginn die ‘Opferwilligkeit unserer Bürger’. Vgl. Deutsches Volksblatt, 1.8.1914, 5.
7. Die Verbrauchseinheit ist eine statistische Maßzahl, die die Zahl der Haushaltsmitglieder entsprechend ihres Alters gewichtet; dabei zählt ein Kind weniger als eine erwachsene Person. Die Geldbeträge sind auf Basis des Lebensmittelpreisindex bereinigt zu Kronen von 1913/14.
8. Archiv der Polizeidirektion Wien, Stimmungsberichte aus der Kriegszeit, Bd. 3/1916, Bericht vom 18. Mai 1916, online: <http://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/content/titleinfo/607252> (28.12.2018).

References

- Achs, O. (2013): “Von der Feder zum Säbel. Das Wiener Schulwesen im Ersten Weltkrieg.” In: Pfoser und Weigl (2013), 420–429.
- Arbeitsstatistisches Amt im Handelsministerium (ed.) (2016): *Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912 bis 1914*. Wien.
- Bauer, M. (2016): “Alles für die Hauptstadt? Agrarwirtschaft im Land um Wien während des Ersten Weltkriegs.” In: Loinig (2016), 45–67.
- Botz, G. (1983): *Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918 bis 1938*. München.
- Bourdieu, P. (1993): *Soziologische Fragen*. Frankfurt am Main, 107–114.
- Bundesministerium für Volksernährung (ed.) (1921): *Das österreichische Ernährungsproblem*. Wien.
- Davis, B. (2000): *Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin*. Chapel Hill.

- Delapina, T. (1991): "Die Branchenentwicklung in Industrie und Gewerbe in Wien von 1880 bis zum Weltkrieg." In: G. Chaloupek et al (eds.), *Wien. Wirtschaftsgeschichte 1740–1938*, Bd. 1: Industrie. Wien, 435–479
- Dohle, O. und T. Mitterecker (eds.) (2014): *Salzburg im Ersten Weltkrieg. Fernab der Front—dennoch im Krieg*. Wien, Köln, Weimar.
- Doppler, A. et al (eds.) (2014): *Fern der Front—Mitten im Krieg. Niederösterreich 1914–1918*. Weitra.
- Eminger, S. (2014): "'Der eisernen Zeit ein eisernes Denkmal!' Kriegsnagelungen in Niederösterreich." In: Doppler et al (2014), 106–123.
- Eminger, S. (2016): "Brüchige Akzeptanz? K.k. Bezirkshauptmannschaften in Niederösterreich 1914 bis 1918." In: Loinig (2016), 68–88.
- Eminger, S. (2017): "Aufstand der Provinz. Zum Spannungsfeld Stadt versus Land im Österreich der Zwischenkriegszeit." In: S. Karner (ed.), *Die umkämpfte Republik. Österreich von 1918–1938*. Innsbruck, Wien, Bozen. 283–289
- Goebel, S. (2014): "Cities." In: *Winter 2014*, vol. 2, 358–381.
- Gratz, R., und R. Schüller (1930): *Der wirtschaftliche Zusammenbruch Österreich-Ungarns. Die Tragödie der Erschöpfung*. Wien.
- Grayzel, S. R. (2014): "Men and Women at Home." In: *Winter (2014)*, vol. 3, 96–120.
- Hämmerle, Ch. (ed.) (1993): *Kindheit im Ersten Weltkrieg*. Wien, Köln, Weimar.
- Hämmerle, Ch. (2014a): "An der 'Schulfront'. Kindheit—staatlich instrumentalisiert." In: Stekl et al (2014), 112–136.
- Hämmerle, Ch. (2014b): *Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn*. Wien, Köln, Weimar.
- Hautmann, H. (1978): "Hunger ist ein schlechter Koch. Die Ernährungslage der österreichischen Arbeiter im Ersten Weltkrieg." In: G. Botz et al (eds.), *Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte*. Wien, München, Zürich, 661–681.
- Healy, M. (1998): "Denunzianten und Patriotismus: Briefe an die Wiener Polizei im Ersten Weltkrieg." *Sozialwissenschaftliche Informationen* 27/2, 106–112.
- Healy, M. (2004): *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I*. Cambridge.
- Healy, M. (2017): "Introductory Remarks: Space, Chronology and the Habsburg Home Fronts." *European Review of History/Revue européenne d'histoire* 24/2, 176–184.
- Judson, P. M. (2016): *The Habsburg Empire: A New History*. Cambridge.
- Kasdorf, O. (1910): *Die Milchpreiserhöhung und die Milchversorgung der Stadt Wien*. Wien.
- Kraus, K. (2014 [1922]): *Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog*. Salzburg, Wien.
- Kropf, R. (ed.) (2014): *Der Erste Weltkrieg an der 'Heimatfront'*. Eisenstadt.
- Kučera, R. (2016): *Rationed Life. Science, Everyday Life, and Working-Class Politics in the Bohemian Lands, 1914–1918*. New York, Oxford.
- Landwirtschaftliche Betriebszählung (1909): *Ergebnisse der landwirtschaftlichen Betriebszählung vom 3. Juni 1902, Heft 1*. Ed. Bureau der k. k. Statistischen Zentralkommission. Wien.
- Langthaler, E. (2013): "Die Großstadt und ihr Hinterland." In: Pfoser u. Weigl (2013), 222–229.
- Langthaler, E. (2014a): "Schulchroniken als Quellen zur Alltagsgeschichte des Ersten Weltkriegs." In: Stekl et al (2014), 97–111.
- Langthaler, E. (2014b): "Vom transnationalen zum regionalen Hinterland—und retour. Wiens Nahrungsmittelversorgung vor, im und nach dem Ersten Weltkrieg." In: S. Karner und Ph. Lesiak (eds.), *Erster Weltkrieg. Globaler Konflikt—lokale Folgen. Neue Perspektiven*. Innsbruck, Wien, Bozen, 307–318.
- Langthaler, E. (2016): "Mangel und Moral. Ernährungsalltag in Stadt und Land." In: Loinig (2016), 170–182.
- Langthaler, E. (2017): "Hungernde Stadt, sattes Land? 'Volksernährung' in Wien und Niederösterreich nach dem Ersten Weltkrieg." In: E. Loinig et al (eds.), *Wien und Niederösterreich—eine untrennbare Beziehung? Festschrift für Willibald Rosner zum 65. Geburtstag*. St. Pölten, 281–287
- Langthaler, E. (2018a): "Dissolution before Dissolution. The Crisis of the Wartime Food Regime in Austria-Hungary." In: R. Tucker et al (eds.), *Environmental Histories of the First World War*. Cambridge, 38–61.
- Langthaler, E. (2018b): "Food and Nutrition (Austria-Hungary)." In: *1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War*, <http://www.1914-1918-online.net> (28.12.2018)
- Langthaler, E. (2018c): "Une crise alimentaire intense. Production, écoulement et consommation dans l'Autriche-Hongrie en guerre." In: L. Dornel und S. Le Bras (eds.), *Les fronts intérieurs européens. L'arrière en guerre 1914–1919*. Rennes, 265–282.
- Loinig, E. (2014): "Patriotismus und Opfersinn. Die Schulen Niederösterreichs im Ersten Weltkrieg." In: Doppler, et al 2014, 67–87.
- Loinig, E. (ed.) (2016): *Fern der Front—Mitten im Krieg 1914–1918. Alltagsleben im Hinterland*. St. Pölten.
- Löwenfeld-Russ, H. (1926): *Die Regelung der Volksernährung im Kriege*. Wien.
- Moll, M. (2014): *Die Steiermark im Ersten Weltkrieg. Der Kampf des Hinterlandes ums Überleben 1914–1918*. Wien, Graz, Klagenfurt.
- Möller, J. P. H. (1974): *Wandel der Berufsstruktur in Österreich zwischen 1861 und 1961. Versuch einer Darstellung wirtschaftssektoraler Entwicklungstendenzen anhand berufstatistischer Aufzeichnungen*. Wien.
- Neck, R. (1968): *Arbeiterschaft und Staat im Ersten Weltkrieg 1914–1918, A. Quellen, I. Der Staat, Bd. 2*. Wien.
- Offer, A. (1989): *The First World War: An Agrarian Interpretation*. Oxford.

- Pfoser, A. und A. Weigl (eds.) (2013): *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg*. Wien.
- Pichler, E. (1991): "Kommunalwirtschaft: Die quantitativen Dimensionen der öffentlichen Hand." In: G. Chaloupek et al (eds.), *Wien. Wirtschaftsgeschichte 1740–1938, Bd. 2: Dienstleistungen*. Wien, 757–845.
- Pinwinkler, A. (2016): "Die Mobilisierung an der 'Schulfront': Zum Geschichts- und Geographieunterricht im Ersten Weltkrieg." In: Loinig (2016), 243–257.
- Pirquet, C. (ed.) (1926a): *Volksgesundheit im Krieg, Bd. 1*. Wien.
- Pirquet, C. (1926b): "Ernährungszustand der Kinder in Österreich während des Krieges und der Nachkriegszeit." In: Pirquet (1926a), 151–179
- Pirquet, C. (1926c): "Schülerspeisung als Teil der allgemeinen Ernährungsfürsorge." In: Pirquet (1926a), 273–362.
- Rettenwander, M. (1997): *Stilles Heldentum? Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tirols im Ersten Weltkrieg*. Innsbruck.
- Rosner, W. (2016): "Niederösterreichische Landgemeinden im Ersten Weltkrieg." In: Loinig 2016, 89–115.
- Rumpler, H., und A. Schmied-Kowarzik (eds.) (2014): *Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. 11: Die Habsburgermonarchie und der Erste Weltkrieg, Tlbd. 2: Weltkriegsstatistik Österreich-Ungarn 1914–1918*. Wien.
- Scheer, T. (2017): "Denunciation and the Decline of the Habsburg Home Front During the First World War." *European Review of History/Revue européenne d'histoire* 24/2 (2017) 214–228.
- Schmitner, S. (2013): "Durch diese Kinder-Hilfsarbeit wird keinerlei Erwerbstätigkeit geschädigt. Über eine Kampagne zur Sicherung und Erzeugung von Arbeitskraft im Ersten Weltkrieg." In: F. X. Eder et al (eds.), *Kulturen des Ökonomischen. Historisch-kulturwissenschaftliche Beiträge*. Wien, 42–70.
- Schmitner, S. (2017): "Local Politics During the First World War: Political Players in the Armaments Center Wiener Neustadt." *European Review of History/Revue européenne d'histoire* 24/2 (2017), 229–249
- Schulze, M. S. (2005): "Austria-Hungary's Economy in World War I." In: S. Broadberry und M. Harrison (eds.), *The Economics of World War I*. Cambridge, 77–111.
- Schwarz, K. (1914): *Die Versorgung Wiens mit Vieh und Fleisch*. Wien.
- Sedlmayr, E. C. (1916): "Zur Verwendung der Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft." *Wiener Landwirtschaftliche Zeitung* 66 (1.1.1916), 1–3.
- Sieder, R. (1988): "Behind the Lines: Working-Class Family Life in Wartime Vienna." In: R. Wall und J. Winter (eds.), *The Upheaval of War. Family, Work and Welfare in Europe, 1914–1918*. Cambridge, 109–138;
- Sieder, R. (2014): "Wiener Arbeiterkinder. Praktiken des Alltagslebens und die Anfänge der eugenischen Bevölkerungspolitik." In: Stekl et al (2014), 260–285.
- Stekl, H. (2013): "Die Verelendung der Mittelklassen nimmt ungeahnte Dimensionen an ..." In: Pfoser und Weigl 2013, 88–95.
- Stekl, H. et al (eds.) (2014): *Kindheit und Schule im Ersten Weltkrieg*. Wien.
- Stekl, H. (2016): "Euphorie und Ernüchterung, Wohlstand und Mangel. Bürgerliche Familien im Kriegsalltag." In: Loinig (2016), 226–242.
- Thompson, E. P. (1978): "Eighteenth-Century English Society: Class Struggle without Class?" *Social History* 3, 133–165.
- Thompson, E. P. (1980): *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main, Berlin.
- Volksschule Frankenfels, Schulchronik, Schuljahre 1915/16, 1916/17 und 1917/18, o. P.
- Vollhardt, J. R. (2012): "Collective Victimization." In: L. Tropp (ed.), *The Oxford Handbook of Intergroup Conflict*. Oxford, 136–157.
- Weitensfelder, H. (2016): "Nähr-Stoffe. Nahrungsmittel, Tierfutter und Dünger in der Kriegswirtschaft." In: Loinig (2016), 183–198.
- Winkelbauer, T. (1989): "Krieg in Deutsch-Lesebüchern der Habsburgermonarchie (1880–1918)." In: K. Amann und H. Lengauer (eds.), *Österreich und der große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte*. Wien, 37–47.
- Winter, J. (ed.) (2014): *The Cambridge History of the First World War. Vol. 2: The State. Vol. 3: Civil Society*. Cambridge.
- Winter, J. und A. Prost (2005): *The Great War in History. Debates and Controversy, 1914 to the Present*. Cambridge, 152–172.
- Ziemann, B. (1997): *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*. Essen.
- Ziemann, B. (2014): "Agrarian Society." In: Winter (2014), vol. 2, 382–407.